Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 4

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634940

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenbacher) 3. Fortsetzung

Dann kam die Heimkehr im Triumphzug. Voraus marschierte der „Hauptmann", gefolgt von zwei Männern, die den Wolf an einer langen Stange trugen, die ihm zwischen den zusammengebundenen Beinen durchgesteckt worden war. Umgeben von andern Jägern, folgte ich, und hinter uns kam, lachend und singend, der Schwarm der Treiber unter einem Stimmenwirrwarr, der umsomehr anschwoll, je näher wir dem Dorfe kamen. Vor der Wirtschaft zum „Bären" bot man uns den Ehrentrunk; dann bildete sich — diesmal in bester Ordnung — der Festzug. Voraus gingen vier Musikanten, und ich wurde bis zum Rathaus von zwei kräftigen Jagdgefährten auf den Schultern getragen.

Als wir so durch die Straße zogen, bemerkte ich an einem Fenster Alice, die den Festzug erwartete, und die, rot vor Freude, ihre Rührung zu verbergen suchte, indem sie mit vollen Händen Papierrosen an Tannzweiglein, wie man sie am Vorabend von Festen im Dorf zu machen pflegte, herunterwarf, daß sie wie Regentropfen um mich herum fielen. Geschickt fing ich eine der Blumen auf und steckte sie in den Flintenlauf. Da verdoppelten sich die Hochrufe; aber als ich mich umwandte, sah ich zufällig den giftigen Blick Augusts, den es tief erbitterte, daß ich auf dem ersten Platze war. Vor allem verzieh er mir den Blick nicht, den Alice mir zugeworfen hatte und den er bemerkt haben mußte.

Am Abend gab es ein Festessen. Wie es üblich war, schenkte der Rat den Jägern eine hübsche Summe für jeden erlegten Wolf. Dazu kam noch das Eintrittsgeld der Burschen, die in die ehrenwerte Bruderschaft der Jäger aufgenommen zu werden wünschten, und diese waren diesmal zahlreich.

Diese Freigebigkeit erlaubte fröhlichen Jubel und reichlichen Trunk. Der Saal brodelte von Gläserklingen, Jagdgeschichten und Berichten von berühmt gebliebenen einstigen Treibjagden. All dies benebelte die Gehirne, und gegen meine Gewohnheit hatte ich nach und nach angefangen, im Uebermaß zu trinken. August saß unweit von mir, zerfressen von Eifersucht. Er starrte mich an und lachte dabei unverschämt. Auch er hatte an diesem Abend viel getrunken. Man sprach von meinem Schuß, von der Ladung, die ich für meine zwei Kugeln berechnet hatte, als August, so laut, daß alle ihn hören konnten, einwarf:

„Es gibt eben Leute, die Glück haben ...! Sie machen einen Doppelschuß und jagen im Revier anderer ..."

„Was willst du sagen? Lange genug redest du nun in Rätseln. Heraus mit der Sprache!"

„Ich soll dir erklären? ... Es gibt Dinge, die sich selbst erklären, du ... Bastard!"

Auf diese Beleidigung hin sprang ich ihn an. Mit der Linken packte ich den Mann an der Gurgel und preßte sie ihm zusammen, als wollte ich das Wort auslöschen, das mich vor allen andern brandmarkte. Mein Gegner wand und drehte sich, um sich aus meiner Umschlingung zu befreien. Aber der Zorn machte mich blind und raubte mir die Besinnung. Da schlug ich zu, wie wenn ich den schweren Hammer in der Faust hätte.

Ich muß wohl glauben, daß der Hieb furchtbar war, denn August brach zusammen und lag unbeweglich zu meinen Füßen. Im Sturz hatte sein Kopf an der Tischecke aufgeschlagen, und nun floß das Blut aus einer breiten Wunde. Im Saal war auf die Fröhlichkeit ein jäher Schreck gefolgt; dann erhoben sich Stimmen:

„Trennt sie! ... Haltet ihn, haltet ihn! ..."

Da trat der „Hauptmann", ein wackerer und würdiger Mann, der mich gern hatte, zu mir und wisperte mir ins Ohr:

„Die Grenze ist nicht weit; aber mach schnell! ... Ich werde das da schon in Ordnung bringen. August hat einen schweren Hieb bekommen. Aber wir hier haben harte Schädel. Du wirst sehen, daß es ihm nicht viel tut ..."

In meiner Verwirrung sah ich nur den großen Körper, der in seiner ganzen Länge ausgestreckt war, das Blut, das immer noch floß und auf dem Boden schon eine Lache bildete. Der „Hauptmann" hatte mich am Arm genommen und hinausgeführt.

So kam ich heim. An jenem Abend noch vernahm ich auf meine Fragen von der Großmutter, warum ich weder Bruder noch Schwester hatte, warum ich meinen Vater nie gekannt. Er war in die Fremde gegangen, nachdem er unser Heim entehrt hatte. Ich vernahm, wie meine Mutter bei meiner Geburt gestorben war, vielleicht aus Kummer und Leid. Meine arme Ahne sagte mir Dinge, die einem das Herz brechen können. Dabei packte sie mir mit ihren runzeligen und zitternden Händen den Reisesack.

Welch eine Nacht war das auf den strahlenden Tag ...! Wie lernte ich da das Leben kennen!

Ich mußte fort. In der Stube, die kaum vom Schimmer der Ampel erleuchtet war, ging die alte Frau ein und aus. Sie dachte an alles, trotz ihres Kummers. Eben hatte sie meinen Sack neben den Handstock auf den Tisch gelegt, da öffnete sich die Türe, und Alice trat ein. Bevor ich mich von der Ueberraschung erholt hatte, lag sie mir schon an der Brust und drückte sich weinend an mich. Unter Schluchzen hörte ich sie sagen:

„O Abraham, um meinetwillen ist das nun gekommen! Mein Gott, mein Gott! ... Es war zu schön ... Und nun mußt du fort!"

Ich war wie umgeworfen. Doch antwortete ich ihr:

„Es muß sein ... Wenn man mich morgen noch hier findet, werde ich ins Gefängnis wandern müssen ... Es ist besser so."

Sie weinte immer schweigend vor sich hin. Plötzlich aber blickte sie mich an, und mit einer völlig veränderten Stimme, in die sie ihren ganzen Frauenwillen, alle ihre junge Liebe legte, fuhr sie fort:

„Du weißt, Abraham, was auch kommen mag, ich werde immer nur dir gehören ... Sag, du wirst mich nicht vergessen. Du wirst einmal wiederkehren, und wir werden glücklich sein ..."

Sie mühte sich, trotz ihres Schmerzes zu lächeln; aber die Tränen flossen, ohne daß sie sie stillen konnte. Großmutter gab mir ein Zeichen, daß es Zeit sei zum Gehen. Ich fand die Kraft, mich aus den Armen zu reißen, die mich umklammerten und

mich zurückzuhalten versuchten. Ich schulterte den Sack und öffnete die Türe. Als ich mich umdrehte, sah ich wie in einem Traum das Zimmer, in dem ich meine ganze glückliche Jugend verbracht hatte; ich sah meine Ahne jene trösten, die in meinem Elend gekommen war, um mir zu zeigen, daß ich nicht mehr allein sei.

Dann stürzte ich mich in die Nacht hinaus.

Ich habe es nie vergessen, und dieses Bild hat mich überall begleitet.

In fremden Diensten.

So bin ich denn wegen einer unbedachten Bewegung des Abscheus — bei gewissen Beleidigungen ist man eben nicht immer Herr seiner selbst — Soldat geworden im zweiten Schweizerregiment, das zu jener Zeit in Marseille kaserniert war*).

Viele Leute haben heute nur Worte des Tadels für den fremden Kriegsdienst. Wenn es unter ihnen auch ernsthafte Leute gibt, so sind doch jene viel zahlreicher, die wissentlich die Umstände jener Zeit übersehen. Die Schweizerregimenter wurden unter dem Kaiserreich auf Grund einer rechtmäßig abgeschlossenen Kapitulation ausgehoben. Das war gewissermaßen das Lösegeld, das unser Land für die Mediationsakte zahlen mußte, die endlich dem ewigen Streit zwischen den Eidgenossen ein Ende bereitet hatte, und zugleich den Bestand unseres Gebietes sicherte. Ich könnte jenen Verleumdern auch entgegenhalten, daß wir es sind, die dieses Lösegeld bezahlt haben in Spanien, in Italien, in Rußland, überall da, wo der Zufall der Feldzüge uns hinführte oder wo man uns nötig hatte. Wir haben strommweise unser Blut vergossen und unser Leben gegeben, um der Unterschrift unserer Regierung und unsern Fahnen Ehre zu machen. Ueberall haben wir unsere Pflicht getan, wir haben die Achtung unserer Führer errungen, darunter der Marschälle wie Ney, Oudinot, mehr noch: des Kaisers, die sich wahrlich in militärischen Dingen auskannten.

Wir haben deshalb ein ruhiges Gewissen, ein besseres wohl als die, die ruhig und beschützt daheim geblieben sind, während wir alles Elend auskosten mußten. Für unser Land haben wir uns in Polotzk geschlagen, an der Beresina und anderwärts, selbst wenn wir damals für eine Sache kämpften, die nicht eigentlich die unsrige war. Wir taten es, um dem Land jenes Erbe der Ehrenhaftigkeit zu bewahren, wie es die Ahnen uns überlassen haben. Dieses Erbe erschien uns damals und ist heute noch kostbarer als Güter und Reichtümer, denn diese sind für ein Volk wie für den Einzelnen nichts ohne die Ehre.

Diese Erwägungen sind mir erst viel später gekommen, lange nach meiner Rückkehr in die Heimat, als ich um mich herum Urteile hörte oder las, die jene Ereignisse, deren Zeugen wir waren, verfälschten, im Bestreben, das Genie eines Mannes zu verkleinern, den außerordentliches Glück wohl zu schweren Fehlern verführte, der aber zum mindesten groß zu bleiben wußte bis in diese Fehler hinein.

Aber ich greife vor. Ich nehme also meine Aufzeichnungen wieder vor aus jenem Augenblick, da für mich ein neues Leben beginnen sollte.

Seit bald einem Monat bin ich nun da, und immer noch habe ich einige Mühe, etwas Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Wie ist doch dieses Leben so verschieden von dem, das ich dort oben führte, in unserm friedlichen Jura!

Vorab das Kasernenleben. Seine oft langweilige, aber peinlich genau geordnete Regelmäßigkeit macht, daß man bald nicht mehr selber denkt, sondern sich einzig von den Signalen leiten läßt, die die Verwendung der Zeit regeln, und das ist fast eine Art Glück. Man vergißt sich selbst und wird ein einfaches Rädchen in der gewaltigen Maschine, und man denkt schließlich auch nicht mehr an seine Kümmernisse.

Groß und stark wie ich war, hatte ich übrigens keine Mühe, mich diesem neuen Leben anzupassen, umso weniger, als ich dort unten gleich Waadtländer fand, an die ich mich leicht anschloß. Das eben ist eine der guten Seiten des Militärdienstes: diese Kameradschaft, die ganz natürlich geboren wird aus Müdigkeit und Mühen, aber auch aus Freuden, die man gemeinsam geteilt hat. Im Dienst gibt es kein Mittel, um sich abzuschranken, und das war für mich nach dem, was geschehen war, das Beste.

Und dann darf man wohl auch sagen, daß unser Korps aus meist kräftigen Leuten gebildet war, die eine rote Uniform trugen, und die Grenadiere, zu denen ich gehörte, schmückten sich mit der hohen Pelzmütze, die ihnen ein besonders kriegerisches Aussehen gab.

Ich war auch nicht unempfänglich für jene Art Schönheit, die der Anblick geschlossener Bataillone bietet, ihr Ausschwärmen in dünne Linien und das neue Zusammenballen in wohlgefügter Ordnung. Ich brauchte deshalb auch nicht lange Zeit, um das zweite Schweizerregiment als eine große Familie zu empfinden, und unsern Kommandanten, den alten Obersten Segesser aus Luzern, als deren Vater, den wir trotz seiner offenbaren Strenge vergötterten. Wohl gab er seine Befehle auf Französisch, gemäß dem neuen Reglement, das eben in Kraft getreten war; aber wenn er — was oft genug vorkam — zu fluchen begann, dann kam sogleich wieder das gute Schweizerdeutsch hervor, und diese Mischung von zwei so verschiedenen Sprachen hatte etwas außerordentlich Ungewohntes unter der fröhlichen Sonne von Marseille.

Wenn eine Uebung nicht so tadellos gelungen war, wie er sie wünschte, dann hörten wir ihn vom Ende des großen Platzes her auf seinem großen Schimmel angaloppieren und hinter uns wüten und fluchen, bis er schließlich den ewig gleichen Befehl zur Wiederholung gab: „Nous allons repeter!", was er wie: „s'allons rre-pe-te!" aussprach, in einem so seltsamen Tonfall, daß durch alle Glieder ein Lächeln huschte und uns, trotz der Müdigkeit, eine leise Heiterkeit ankam.

Gewiß entzückten mich das Laden in zwölf Bewegungen, das Bajonettfechten und die Soldatenschule nicht besonders. Aber als es endlich zum Schießen kam, da war es wieder eine andere Sache! Da brauchte ich keinen zu fürchten, und meine Geschicklichkeit trug mir manche Befreiung vom Strafexerzieren ein, ja sogar dann und wann einen zusätzlichen freien Ausgang.

Am Abend nach dem Abtreten bummelten wir mit Vorliebe am Hafen entlang, und ich wurde nicht müde, die über die Wellen gleitenden Schiffe ankommen oder abfahren zu sehen, alle Segel gespannt unter dem Mistral. Sie zogen dahin mit einer majestätischen und zugleich schmiegsamen Leichtigkeit, die mich stets von neuem entzückte, und diese Vielgestaltigkeit des immer wechselnden Schauspiels brachte mir Zerstreuung.

Die Nächte aber waren furchtbar.

Nach dem Lichterlöschen, wenn die Dunkelheit in die Mannschaftsstube fiel und aller Lärm allmählich stille wurde, dann erwachten in mir die Bilder des kleinen, friedlichen Heimattales, meiner jetzt so einsamen Ahne, der verlassenen Schmiede. Vor allem aber die Gestalt meiner Alice, die nun an mich denken mußte, wie ich an sie. All dies hielt mich noch lange wach, nachdem unsere Trommler den Zapfenstreich geschlagen hatten. Wie manches Mal habe ich doch geträumt, ich sei wiederum daheim! Ich spazierte dann in dem kleinen Buchenwald, der den Weg zur Quelle einsäumt, und eine weiße Gestalt kam mir entgegen. Dann schreckte ich plötzlich hell wach auf, um rings um mich das laute Schnarchen der Kameraden zu hören, die besser als ich an den Dienst gewöhnt waren und klug die Nacht zum Schlafen ausnützten, denn die Tagwacht war verdammt früh.

*) Zu Anfang 1812 waren die vier Schweizerregimenter wie folgt verteilt:
1. Regiment auf dem Marsch von Neapel her nach Norditalien.
2. Regiment in Marseille.
3. Regiment in Berg-op-Zoom (Holland).
4. Regiment in Cherbourg.

Eines Morgens, es war im März 1811, wurden wir durch Kanonendonner geweckt. Unsere Musik gab im Hof ein Ständchen. Die Wachtmeister liefen geschäftig in der wie ein Bienenstock summenden Kaserne herum, um in alle Stuben den Befehl zu bringen, wir sollten uns in großer Uniform auf dem Exerzierplatz besammeln. Alle Schiffe auf der Reede hatten großen Flaggenschmuck aufgezogen. Die ganze Garnison war auf den Beinen: Infanterie, Artillerie, Marine; aber ich kann ohne Eitelkeit sagen, daß keine Truppe mit unserm Regiment wetteifern konnte, dessen rote Reihen unbeweglich hinter dem Obersten und seinem Stab unter der Frühlingssonne funkelten. Die Ursache für diesen ganzen Aufzug war, daß das Kaiserreich einen Erben bekommen hatte: der König von Rom war geboren.

In Marseille braucht es nicht viel, um Hoffnungen und Träume zu entflammen. Die Geburt des kleinen Kindes erweckte sofort die Hoffnung auf einen nahe bevorstehenden Frieden nach diesen endlosen Kriegen, und Freude lag auf den Gesichtern wie in den Herzen, umso mehr, als auf den Quais und an allen Kreuzwegen aus rasch aufgestellten Brunnen der Wein in Strahlen floß. Am Abend vereinigte eine gewaltige Farandole die gesamte Bevölkerung, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen. Ich tat wie die andern und ließ mich mitreißen, denn auch mir stand das Herz in Freuden, freilich aus einem ganz anderen Grund. Ich hatte am gleichen Tage einen Brief von meiner Braut erhalten, einen Brief, der überströmte von Liebe.

Mit ihrer feinen und gedrängten Handschrift schilderte sie mir die Aufregung, die durch den Streit und dann durch meine Flucht im Dorf entstanden war. Sie schrieb, daß August vierzehn Tage lang das Bett habe hüten müssen, aber nun doch mit einer tiefen Narbe, die ihn freilich nicht gerade verschönern dürfte, davonkommen werde, und daß seine Heilung Schritt halte mit dem Gerücht von seiner bevorstehenden Heirat. Er werde das reichste Mädchen aus B. heiraten, was ihn wohl über seine Kränkung trösten werde.

Meine liebe Alice ging jeden Tag zu meiner Großmutter, und sie fügte bei:

„Was glaubst Du, von was wir den ganzen langen Abend reden? Man sagt, daß nun überall Friede werde, nun der Kaiser einen Sohn hat. Dann könntest Du bald heimkommen! Ist es wahr, daß die Marseillanerinnen so hübsch sind? Aber gelt, Du vergissest nicht die beiden armen Frauen, die Dich hier erwarten und die Zeit so lang finden seit Deiner Abreise ..."

Nein, nein, ich vergaß sie nicht, und während die Ereignisse sich schon vorbereiteten, von denen wir damals noch keine Ahnung hatten, hielt mich das Andenken an die lieben Abwesenden aufrecht, selbst in den schlimmsten Augenblicken des furchtbaren Feldzuges.

Gegen Ende September ging plötzlich das Gerücht um, wir würden bald nach Paris abreisen. Gewiß, wir behielten nur angenehme Eindrücke von Marseille; aber im Dienst ist ein Garnisonwechsel immer willkommen, nur schon weil er eine Abwechslung in das tägliche Einerlei bringt. Und dann begeisterte uns alle der Gedanke, daß wir nach Paris gehen und vor allem auch den Kaiser sehen sollten.

Am 7. Oktober defilierten wir also zum letzten Male durch die engen aber von Leben wimmelnden Gassen, die uns so rasch vertraut geworden waren. Mancher Bursche aus dem Regiment tauschte einen zärtlichen Blick mit den hübschen, schwarzäugigen Mädchen, die sie abziehen sahen, nicht ohne darob einige Tränen zu vergießen, die begleitet wurden von klingenden Abschiedsrufen und Liebesworten, denn dort unten in dem von der Natur gesegneten Lande hat man ein zärtliches Herz und ein weiches Gemüt.

Bald sah man denn auch, als das Regiment bei einer Wegbiegung hoch über dem von unzähligen kurzen Wellen geschuppten Meer die Gangart verlangsamte, ein schönes braunes Mädchen rasch aus der Reihe seiner Gefährten heraustreten und einen flotten Tambour umarmen, einen schneidigen Kerl mit schief aufgesetzter Policenmütze. Und ohne Ziererei gab sie ihm zwei schallende Küsse auf seine runden Backen, daß es klang wie der Doppelschlag von Castagnetten.

In dieser unerwarteten Gebärde lag so viel gute Laune, so viel einfache Herzlichkeit, daß ein Spaßmacher sich nicht enthalten konnte, den unbezahlbaren Tonfall unseres Obersten nachzuahmen und wie dieser beim Exerzieren laut zu rufen: „ree-pe-te!", was eine allgemeine Heiterkeit auslöste und der ganzen Marschkolonne entlang helles Gelächter aufbrausen ließ.

O, diese Provence voller Frohmut und Sonne! Und doch verließen wir sie ohne Bedauern, mit jener Sorglosigkeit des Soldaten, dem nur der gegenwärtige Augenblick etwas gilt und der nicht an die Zukunft denkt. Alles war so schön an diesem Abschiedsmorgen. Die roten Felsen tauchten in das grau-grüne Meer, das sie mit Schaum besäumte. Obwohl wir schon im Herbst waren, begleitete uns das warme Licht des Südens; es lockte Scharlachflammen aus unsern Uniformen und ließ die Waffen aufblitzen über der Kolonne, die durch den blonden Staub der von Olivenbäumen eingerahmten Straße dahinzog.

Man ließ uns über Avignon und Lyon marschieren. Allerorts war die Weinlese bereits vorbei. Dörfer und Weiler strömten den guten Geruch der süßen Traubentrester aus, die dann gebrannt werden sollten. Wie schön war doch der Zug durch ein Freundesland, wo das Lager gut und die Aufnahme herzlich war! Das Marschieren selbst war in diesen Spätherbsttagen keine mühsame Sache. Leicht brachten wir unsere sechs bis sieben Meilen hinter uns, den Sack auf dem Buckel, und über die Länge der Straße täuschten wir uns hinweg mit Liedern und Späßen. So zogen wir durch diese reiche Landschaft, die so neu war für uns.

In Paris wurden wir in die weiten Kasernen der „Nouvelle France" im Vorort Poissonnieres gelegt. Dezember war gekommen, und wir waren fern von der Sonne der Provence; aber was uns weit mehr beschäftigte, das war die Ankündigung, daß wir am morgigen Tag vor dem Kaiser vorbeimarschieren sollten. Das war nun freilich keine kleine Sache. Die Alten unter uns wußten dies wohl, und sie sagten uns, wie streng diese Inspektionen seien.

Aber wenn auch die Aufregung groß war, wenn auch die Befehle, Anordnungen und Strafverfügungen nur so hineinhagelten in die weitläufige Kaserne, die unter den schweren Tritten, den Kommandorufen und Trommelwirbeln dröhnte, während, allen Lärm hoch übertönend, die Trompeter ihre mitreißendsten Märsche wiederholten — all das war nichts neben dem Gedanken, der alle wie ein Fieber erfaßt hatte:

Wir werden den Kaiser sehen!

Eine Truppenschau unter dem Kaiser.

Die Schau fand am andern Tage statt, am 12. Dezember, und ich erinnere mich dieses Tages noch, als ob er gestern gewesen wäre. Wir hatten am Vortag einen weiten Marsch zurückgelegt, der ohne Halt vom frühen Morgen bis in die Nacht dauerte; aber wer uns an diesem Morgen auf der Place du Carrousel sah, konnte nichts mehr davon bemerken, so untadelig waren wir vom Kopf bis zu den Füßen, mit dem gekreuzten weißen Lederzeug auf dem roten Waffenrock, den glänzenden und gut geölten Waffen. Unsere Musiken hatten auf dem Marsch durch Paris flott gespielt, und nun strömten von allen Seiten her andere Truppen herbei, erst der Seine folgend und dann die Brücken überschreitend. Da war ein kroatisches Regiment und eines aus Portugiesen, vor allem aber die Regimenter der kaiserlichen Garde, und es war für uns geradezu eine Ehre, zugleich mit diesen ruhmreichen Veteranen der Republik und des Kaiserreichs inspiziert zu werden. Vom letzten unserer kleinen Tambouren bis zu unserer Grenadierkompagnie wetteiferte denn auch ein jeder, um unserer Fahne und unsern Führern Ehre zu machen.

Fortsetzung folgt.